

ORIENTIERUNG

Katholische Blätter für weltanschauliche Information

Erscheint zweimal monatlich

Nr. 21

16. Jahrgang der «Apologetischen Blätter»

Zürich, den 15. November 1952

INHALT: Werden wir mit der Zeit gehen? : Die durch Psychologie und Soziologie veränderte Situation — Die «neue» sittliche Verantwortung — Die mögliche Bedrohung von Freiheit und Christentum — Das Beispiel moderner Religionssoziographie.

Die europäische Armee: Ist sie eine Erfindung der katholischen Staatsmänner? — Die Gefahr für Europa — Zwei moralische Forderungen stehen sich gegenüber.

Der Papst zur Mitbestimmungsfrage (Die Botschaft nach Turin): Ist das Mitbestimmungsrecht ableitbar aus dem Naturrecht? — Wie weit darf es als politische und soziale Forderung erhoben werden? — Freie Vereinbarung — Und die Mitverantwortung?

Oekumenische Eschatologie: Um die Einschätzung des «Stalinismus» — Echte und falsche Eschatologie — Drei Utopien — Schuld der Kirche — Die unbeantwortete Frage.

Ex Urbe et Orbe: Undurchsichtige Allianz: Peking und Moskau — Die Krise im Sender «Freies Europa» in katholischer Schau.

Buchbesprechungen: Religiöse Schriften: Auclair - Lépée - Wydenbruck - Newman - F. v. Sales - Joh. v. Kreuz - Schmitz - Zürcher.

Werden wir mit der Zeit gehen?

Wie stark die Verwirklichung absoluter Normen im praktischen Leben von psychologischen und sozialen Vorbedingungen abhängt, hat erst die neuere Zeit uns erkennen gelehrt. In etwa — mehr unbewusst — trug man dem gewiss schon immer Rechnung: man denke etwa an die ersten Zeiten der Christen und selbst an den heiligen Paulus, die die Sklaverei nicht abzuschaffen wünschten, obwohl ihnen alle absoluten Normen, aus denen sich die Forderung eines solchen Schrittes notwendig ergab, klar bewusst waren. Sie taten recht, die praktische Folgerung damals noch nicht zu ziehen — mit Rücksicht auf die soziologischen und psychologischen Voraussetzungen ihrer Zeit. Wir möchten annehmen, dass sie diese Überlegung, die wir heute zu ihrer Rechtfertigung rückblickend anführen, damals nicht reflex vollzogen haben, ja nicht einmal vollziehen konnten, weil sie eben als Kinder ihrer Zeit auch selbst psychologisch dazu nicht in der Lage waren.

Den Unterschied von heute und damals möchten wir darin sehen, dass durch den Fortschritt der Psychologie und Soziologie ein solches «glückliches Übersehen» und instinktiv «richtiges Handeln» nicht mehr möglich ist — oder doch immer weniger möglich wird. Wir durchschauen reflex den «Mechanismus», der hier waltet, und damit treten wir ihm «gegenüber». Wir stehen also selbst nicht mehr — oder doch in viel geringerem Ausmass — unter seinem Gesetz. Man denke z. B. an die Frage der Kinderbeschränkung. Man weiss heute genau, welches die soziologisch-psychologischen Ursachen sind, die die grosse Masse des Volkes bewegen, gleichsam von selbst mehr oder weniger Kinder zu erhalten. Man ist in der Lage, «künstlich» von Seiten des Staates bis zu einem gewissen Grade die Anreize zu schaffen oder nicht zu schaffen, die eine grössere oder kleinere Kinderzahl bedingen. Man vermag dank der Kenntnisse psychologischer und soziologischer Gesetze «öffentliche Meinung» zu «machen». Der Grund dafür liegt nicht notwendig in einer grösseren Unselbständigkeit des heutigen Menschen, in dem vielberufenen Massenmenschen, obwohl dieser hier nicht geleugnet werden soll und sein Vorhandensein — zumal nach der verderblichen Seite — die Handhabung des «Apparates» erleichtern mag.

Wie das Wissen überhaupt, so besagt auch dieses Wissen an sich noch keine sittliche Bewertung. Es ist weder gut noch schlecht. Weil es aber von enormer Bedeutung für das praktische Leben, für das tatsächliche Verhalten der Menschen auch in sittlichen Fragen ist, tritt es praktisch aus seiner Indifferenz heraus: Es kann sich weder der Staatsmann, der für das irdische Wohl der Menschen verantwortlich ist, noch der Kirchenmann, dem das ewige und übernatürliche Heil zu fördern von Amtes wegen aufgetragen ist, damit begnügen, sei es die Normen des Naturgesetzes, sei es die Wahrheiten des Glaubens und der Offenbarung, bloss zu kennen und auf ihre Befolgung durch befehlende und strafende Gesetze zu dringen, wenn er weiss, dass er hier ein Mittel bereitliegen hat, dessen Anwendung die Befolgung des Naturgesetzes oder der Offenbarungsgebote ausserordentlich erleichtern würde, dessen Nichtanwendung sie erschweren oder vielleicht sogar praktisch unmöglich machen würde. Die Wissenschaften der Soziologie und Psychologie erhalten also die Funktion von Talenten, für deren Verwendung wir Rechenschaft abzulegen haben vor Gott, sie bedeuten eine Verantwortung unserer Zeit, eine neue Verantwortung, die frühere Zeiten — da es diese Wissenschaften noch nicht oder nur ansatzweise gab — noch nicht zu tragen hatten!...

Gesteigert wird diese Verantwortung noch dadurch, dass — da diese Mittel indirekter Beeinflussung wissenschaftlich geordnet nun einmal da sind und für den Zugriff von jedermann bereitliegen — die Kräfte des Bösen sich ihrer selbstredend bemächtigen und so Zustände bewusst herbeigeführt werden können und tatsächlich herbeigeführt werden, die keineswegs das unvermeidliche Ergebnis einer zwangsläufigen Entwicklung darstellen. Wer auf die Anwendung dieser Mittel verzichtet, wird daher fast unfehlbar die grosse Masse des Volkes verlieren, und er wird sich nicht damit rechtfertigen können, dass «übermächtige» Kräfte ihm gegenübergestanden hätten. So wahr alle Worte vom Geheimnis des Bösen, vom Weg des Kreuzes, der nicht nur dem Einzelnen, sondern auch der Kirche Christi als Ganzes beschieden ist, von der «kleinen» Herde ganz gewiss sind, so wahr ist

es anderseits doch auch, dass wir mit allen uns zur Verfügung stehenden Kräften uns bemühen müssen, nicht eine Kirche der wenigen «Auserwählten» zu sein, sondern eine Kirche der Massen. Nur zu leicht werden solch anscheinend hochfromme Redensarten zu einer Maske des schlechten Gewissens, zu einem Ruhekitzel der Bequemlichkeit, zu einem Missbrauch der «Tradition», die rein äusserlich statisch und nicht lebendig, die als Summe von Gebräuchen und Methoden statt als Prinzip des Handelns verstanden werden.

Es bieten sich also durch diese neuen Wissenschaften einerseits Hilfsmittel, anderseits neue Gefahren in bezug auf die Verwirklichung der ewigen und absoluten Grundsätze der Natur und Offenbarung. Man wird aber über diese «Selbstverständlichkeit» hinaus — die gerade in katholischen Kreisen oft mehr eine Selbstverständlichkeit in der Theorie und im Prinzip als der Tat ist — noch eine weitere Überlegung anstellen müssen, die vielleicht den Grund für die Reserve gerade seelsorgerischer Kreise aufdecken kann. Scheint nicht die Freiheit des Menschen wie der Gnade durch solche «technische» Mittel unterbewertet oder gar gefährdet? Gerät man nicht durch die konsequente Anwendung und den Ausbau dieser Methoden in gefährliche Nähe einer Zukunftswelt, wie sie mit beissender Ironie Aldous Huxley in seinem Roman «O du wackere neue Welt» geschildert hat, einer Welt, in der auf Grund der Anwendung psychologischer und soziologischer Techniken alle Menschen — mit Ausnahme einiger weniger Wissender (der Weltaufsichtsräte) — ebenso zufrieden und glücklich wie erlebnisarm und nicht wissend, was Glück bedeutet, sind? Dabei kann eine solche Welt durchaus den Anschein einer Demokratie haben. Wird die Anwendung solcher Techniken, kann man sich fragen, nicht letzten Endes die ohnehin heute schon stark geschwächte «Lust zum Abenteuer», die Bereitschaft, sich als ganze Person einzusetzen, auslöschen und so die Person des einzelnen zum blutleeren Schemen machen?

Und vollends auf dem Gebiet der Religion! Zumal der christlichen Religion! Mit noch so klugen Techniken kann man doch niemals auch nur den Anfang der Gnade setzen! Warum also soll das Christentum und die Kirche sich mit diesen Dingen überhaupt befassen? Gerät sie nicht in Gefahr, pelagianisch zu werden und ihr innerstes Wesen aufzugeben, wenn sie versucht, diese neuen Wissenschaften in den Dienst zu Gott hereinzunehmen? Ein getarnter Turmbau zu Babel!

Diese Einwände soll man nicht rundweg unter den Tisch wischen. Man könnte das vielleicht in einer Welt, in der es keine Erbsünde gibt, nicht aber dort, wo jede natürliche Erregung zugleich eine neue Versuchung zur Absolutierung bedeutet. Daher ist es nötig, die Grenze, die Relativität auch dieser Mittel mit Nachdruck zu betonen. Viel gefährlicher als die Atomkraft, die heute alle Menschen erschauern lässt, weil man damit Atombomben erzeugen kann, sind diese neuen Wissenschaften, weil man damit die Freiheit des Menschen bedrohen und die Freiheit Gottes illusorisch erklären kann.

Trotzdem: Weil die Wissenschaft «aufbläht», darf man sie doch nicht verwerfen, weil die Presse einer Schlammlut gleicht, darf man ihr trotzdem keinen Scheiterhaufen errichten, weil die Technik den Menschen zur Maschine macht, darf man trotzdem nicht «in den Wald» gehen. Solches Kastrentum hat die Kirche immer verurteilt als sektierische Verengung. Es gilt vielmehr, den Sprung zu wagen, den jedes Neue mit sich bringt. Es gilt, mit nüchternen Distanz die Werte fruchtbar zu machen, ohne sich von ihnen versklaven zu lassen. Dass wir diese Distanz wahren, «des Habens als hätten wir nicht», ist freilich nur eine Folge (eine wesentliche «Folge», nicht der Kern) der Gnade. Es ist darum erstaunlich, dass wir Katholiken diesen Dingen so kühl und oft abweisend gegenüberstehen. Wir hätten — wenn jemand! — doch die Gewissheit, dass es uns gelingen kann, die schädlichen Wirkungen ab-

zuschirmen, denen wir ohne die Gnade rettungslos verfallen müssten.

In diese Linie sind denn nun auch positive Bemühungen zu stellen, die bestrebt sind, die moderne Soziologie, Soziographie und Psychologie für die Seelsorge fruchtbar zu machen. In Frankreich, Belgien, Holland, und jetzt auch in Deutschland, hat man eigene Institute errichtet, die sich zum Beispiel fragen, warum in einer Gegend der Glaube lau und tot, in einer andern lebendig ist; weshalb hier die Ehescheidungen enorm anwachsen, dort sich vermindern. Oder welche Grösse einer Pfarrei zuträglich, welche schädlich sei. An welchen Platz man am geeignetsten eine Kirche baut. Welcher Art der Einfluss des Lebensstils eines Klosters oder eines Pfarrhofes auf das religiöse Leben der Gläubigen ist. Woran es liegt, dass an einem Ort Priesterberufe in grosser Zahl, an einem andern — vielleicht ganz katholischen Ort — durch sechzig und mehr Jahre nicht einer kommen. Die Zahl der Fragen lässt sich fast beliebig vermehren. Die Antworten werden nicht aus dem Ermessen und dem «Meinen» erfahrener Seelsorger allein gesucht, obwohl solche Urteile von hohem Wert sein können, sondern — wie gesagt — auf Grund genauer Statistiken und soziologischer Untersuchungen unter Zuhilfenahme gründlicher psychologischer Kenntnisse. Es ist wichtig, die Seelsorger bereits im Seminar mit solchen Untersuchungen vertraut zu machen und ihnen für ihre Pastoration die richtige Einstellung zu diesen Methoden zu vermitteln. Das dürfte nicht nur ihr Urteil über gewisse Fehler, die sie antreffen, wesentlich verändern, sondern ihnen auch zeigen, wo sie mit ihrer Arbeit zuerst einsetzen müssen und wie. Ja, es dürfte sogar für die Lebenshaltung der Geistlichkeit von Bedeutung sein.

Aus solcher Einstellung ist z. B. in Frankreich die Mission de France erwachsen für die Landbevölkerung Frankreichs, und die Mission de Paris (mit ihrem «Experiment» der Arbeiterpriester) für das Stadtproletariat. Man hat besonders über die letztere in anderen Ländern nur zuviel des Aufhebens und Rühmens gemacht, gleich als händle es sich hier um eine Art revolutionärer Schwarmgeisterei. Wer diese Zeilen beachtet, wird begreifen, dass es hier in gar keiner Weise um religiöse Romantik geht, sondern um geradezu erschreckend nüchterne Überlegung. Man lese dazu die Bücherreihe «Rencontres» (Les Editions du Cerf), die mit den erschütternden Nachforschungen H. Godins (des Begründers der Mission de Paris): «France, pays de mission?» ihren Anfang nahm¹, inzwischen aber zu einer Serie von über 30 Bänden Untersuchungen angewachsen ist, von denen mir besonders die Bände F. Boulard's über den französischen Klerus und über die Landbevölkerung Frankreichs bedeutsam scheinen. Daneben mag hier auch das grössere Werk der Alsatia (Paris) von Paul Schmitt-Eglin besondere Erwähnung finden, das den bezeichnenden Namen trägt: «Le Mécanisme de la déchristianisation» und auf das noch eigens in einem späteren Beitrag einzugehen ist. Es beschäftigt sich auch mit der — heute meistbedrohten — Bevölkerung des Landes. Man sieht aus diesen Büchern auch, dass andere Länder nicht einfach die hier auf Grund von Untersuchungen an Ort und Stelle gefundenen Seelsorgsmethoden übernehmen können. Nichts wäre verkehrter und auch dem Geist dieser Werke widersprechender, da doch an anderen Orten und in anderen Ländern andere Verhältnisse herrschen. Übernehmen und lernen kann man nur die geistige Einstellung und die Methode der Untersuchung, auf der die Praxis dann aufbaut.

Der geistigen Einstellung dienen, wie uns scheint mehr als alles andere, die soziologisch gründlichen Aufklärungen, die der bekannte belgische Soziologe Jacques Leclercq nicht müde wird, in immer neuen Artikeln über verschiedene Gegenstände, die aber alle in den gleichen Grundgedanken

¹ Deutsch mit Einführung und Anmerkung: Godin-Michel: «Zwischen Abfall und Bekehrung». Dokumentenverlag, Offenburg, 1952.

einmünden, zu verbreiten.³ Schliesslich sei hingewiesen auf das nun schon seit Jahren mit grösster Genauigkeit arbeitende «Katholische Institut für kirchliche Sozialforschung»⁴ Prof. Zeegers im Den Haag, dem die in vieler Hinsicht vorbildliche Pastoration Hollands nicht zuletzt ihre Erfolge verdankt. Unter Mithilfe dieses Institutes wurde nun auch in Deutschland, für die Pastoration der durch den Flüchtlingsstrom völlig veränderten Diasporagebiete, in Königstein ein Katholisches soziologisches Institut für Flüchtlingsfragen vor einigen Monaten errichtet⁴. Dieses Institut hat als erste Aufgabe im Verein mit der holländischen Mutterstelle Untersuchungen über die geeigneten Punkte in der Diaspora angestellt, an denen «Seelsorgsstützpunkte» zu errichten sind. Darunter werden

³ So z. B. in «La Revue Nouvelle»: «Die Gesetze der langen und kurzen Periode» (Okt. 1950), oder «Soziologie und Juridismus» in «La Vie Intellectuelle» (Mai 1952); beide deutsch in «Dokumente», Offenburg, 1951 und 1952, oder «Die Familie» in «Dokumente», Heft 6, 1952.

⁴ Siehe z. B. die Arbeit von Bertulf van Leeuwen OFM über «Le mariage mixte, facteur de déchristianisation en Hollande» in «Lumen Vitae», Vol. IV, 1949, Nr. 3, ein hervorragendes Sonderheft über die Bedeutung der Soziologie für die Pastoration!

⁵ Siehe Bericht darüber in «Mitteilungen für die heimatvertriebenen Priester aus dem Osten», November 1952, Königstein.

religiöse Zentren verstanden, z. B. Klostergründungen aktiver Orden mit Exerzitienhaus. Ein erster solcher Stützpunkt soll demnächst hart an der Ostzonen-Grenze in Bebra errichtet werden als Kapuzinerkloster, das der Bischof von Lüttich, Excell. Kerkhofs, der zu diesem Zwecke einen eigenen Hirtenbrief schrieb, durch Spenden seiner Diözesanen erbauen und erhalten will. Weitere Stützpunkte dieser Art beabsichtigen die Prämonstratenser von Tongerlo (mit dem uner-müdlichen P. Werenfried van Straten) und andere Orden zu übernehmen.

Dies seien nur einige spärliche Hinweise auf ein Geschehen, das im kirchlichen Raum vermutlich und hoffentlich noch ganz andere Ausmasse annehmen wird.⁵ Es gilt, so will uns scheinen, dieses Geschehen in dem grossen Rahmen, der weit über die bloss pastorellen Fragen hinausgeht, zu sehen: Die christliche Verantwortung gegenüber den «modernsten» Wissenschaften. Das Grundsätzliche, das wir hier in grossen Linien aufzuzeigen versuchten, mag wenig originell und sehr selbstverständlich erscheinen; trotzdem hat es oft nicht den Anschein, als ob dies immer auch allen gegenwärtig wäre...

M. Galli

⁵ Dabei sei auch aufmerksam gemacht auf die neue Zeitschrift «Lebendige Seelsorge» (Freiburg), die diesen Problemen grosse Aufmerksamkeit widmet.

Der Papst zum Mitbestimmungsrecht

Die Botschaft nach Turin

Wenige Tage nach der Radiobotschaft des hl. Vaters an den Wiener Katholikentag (s. KW Nr. 20, 15. 10. 52) bringt der «Osservatore Romano» den vollen Wortlaut des Schreibens, das der hl. Vater durch die Staatssekretarie an die Soziale Woche der italienischen Katholiken in Turin richten liess. Die Sozialen Wochen der französischen, wie auch der italienischen Katholiken sind gewohnt, derartige Schreiben der Staatssekretarie zu erhalten, und es war eine allgemein bemerkte Ausnahme, dass die französische Soziale Woche, die dieses Jahr in Dijon stattfand; durch ein Schreiben des Papstes selbst ausgezeichnet wurde. Ein Schreiben der Staatssekretarie im Auftrage des hl. Vaters hat natürlich nicht das volle Gewicht wie eine Verlautbarung des hl. Vaters selbst. Nichtsdestoweniger ist es eine amtliche Äusserung des Hl. Stuhles, und im allgemeinen pflegt ein solches Schreiben auch nicht hinauszugehen, ohne dass der hl. Vater es geprüft und seinen Inhalt gutgeheissen hat.

Die Soziale Woche in Turin hatte sich als Beratungsgegenstand gewählt: «Das Unternehmen in der heutigen Wirtschaft». Das italienische Wort für Unternehmen (impresa) könnte man ebensogut mit «Betrieb» übersetzen. Und in der Tat befasste sich die Turiner Woche und befasst sich das Schreiben der Staatssekretarie mit beiden, sowohl mit der Unternehmung als Rechtsbegriff als auch mit dem Betrieb als demjenigen Gebilde, in dem jenes Zusammenspiel von lebendigen Menschen und toten Sachgütern (Produktionsmitteln) zur Hervorbringung all jener Sachgüter und Dienstleistungen sich vollzieht, die unsere heutige Wirtschaft uns zur Verfügung stellt.

Demnach verbreitet das Schreiben sich über: 1. das Verhältnis des arbeitenden Menschen zum technischen Produktionsapparat; 2. die juristisch-soziale Stellung der Unternehmensleitung; 3. die Beziehungen zwischen Unternehmen und Staat.

Zu Punkt eins und drei werden nur uns bekannte Dinge gesagt; zum grossen Teil bestehen diese Abschnitte des Schreibens aus Zitaten früherer Ansprachen, die der hl. Vater teils vor Unternehmern, teils vor Arbeitern gehalten hat. Um so grössere Beachtung verdienen die Ausführungen zu Punkt zwei — juristisch-soziale Stellung der Unternehmensleitung —, die überraschend Neues bringen.

«Juristisch-soziale Stellung der Unternehmensleitung» ist nichts anderes als die Frage, ob der Unternehmer allein in seinem Unternehmen zu bestimmen habe oder ein Mitbestimmungsrecht des Arbeiters (der Arbeitnehmerschaft) bestehe. Die Antwort auf diese Frage wird mit einer Unterscheidung eingeleitet: Was ist durch das natürliche Recht geboten, und was kann man als wünschbar, als ein Hochziel (Ideal) anstreben? Darauf lautet die Antwort: Das Mitbestimmungsrecht ist kein Gebot des natürlichen Rechts (wenn die unscharf formulierte Bochumer Entschliessung das hat besagen wollen, dann wäre sie also hierdurch berichtigt). Wohl aber kann man in der Mitbestimmung ein Hochziel (Ideal) erblicken und dessen Verwirklichung anstreben, selbstverständlich nur mit einwandfreien und redlichen Mitteln.

In diesem Zusammenhang werden die Warnungen vor Irrwegen in Erinnerung gerufen, die der Heilige Vater bei früheren Gelegenheiten ausgesprochen hatte: Während aber alle bisherigen Verlautbarungen des Heiligen Stuhles zum Mitbestimmungsrecht sich nur dazu vernehmen liessen, wie man es nicht machen dürfe und vor welchen Gefahren man auf der Hut zu sein habe, hören wir hier zum ersten Mal: Die Mitbestimmung ist eine gute Sache, ein Hochziel, das die Arbeiterschaft anstreben darf.

Wäre das Mitbestimmungsrecht eine Forderung des natürlichen Rechtes, so hätten alle Unternehmer, die bisher kein Mitbestimmungsrecht gewährten, sich dadurch gegen die Gerechtigkeit verstösst, genau so wie ein Arbeitgeber, der dem Arbeiter den gerechten Lohn vorenthält, dadurch gegen die Gerechtigkeit verstösst und sich erstattungspflichtig macht. Das hat gewiss auch in Bochum niemand vom Mitbestimmungsrecht behaupten wollen. Wenn das Mitbestimmungsrecht aber auch keine Forderung der natürlichen Gerechtigkeit ist, so kann es sehr wohl zu einer politischen oder sozialen Forderung erhoben werden. Damit man etwas als politische oder soziale Forderung aufstellen kann, genügt ja, dass es etwas Gutes ist; es braucht nicht vom Recht gefordert zu sein; es genügt vielmehr, dass es nicht gegen das Recht verstösst.

Ausdrücklich wird gesagt, nichts stehe entgegen, dass der Unternehmer dem Arbeiter ein Mitbestimmungsrecht einräume. Ja, das Schreiben gebraucht hier das Wort «*codirezione*», Mit-Direktion. Man wird sich erinnern, dass das fortschrittlichste der bisherigen Ländergesetze, nämlich das Hessische Betriebsrätegesetz, das Mitbestimmungsrecht in wirtschaftlichen Angelegenheiten dahin begrenzt, dass der Betriebsrat gegen bestimmte, im Gesetz aufgezählte Massnahmen des Arbeitgebers ein Veto einlegen kann; irgendwelche Direktionsbefugnis ist ihm dagegen nicht eingeräumt, wie auch das neue Betriebsverfassungsgesetz des Bundes keinerlei Teilnahme des Betriebsrates an der Direktionsbefugnis vorsieht, diese vielmehr dem Unternehmer allein vorbehalten. In unserm Schreiben dagegen heisst es: Der Unternehmer kann dem Arbeiter auch eine Teilnahme an der Direktionsbefugnis einräumen. Der Arbeiter also, der sich eine solche Mitbestimmung ausbedingt, begehrt nichts Unrechtes, nichts, was der Unternehmer nicht gewähren dürfte. Die einzige Frage, die hier gestellt werden kann, ist diese: Wenn der Arbeiter sich diese Mitbestimmung ausbedingt, und der Unternehmer sie ihm gewährt, d. h. also, wenn sie einzelvertraglich oder tarifvertraglich darüber einig werden, welche Verantwortung übernimmt der Arbeiter? Jede Befugnis, zu bestimmen, bringt ja notwendig die entsprechende Verantwortung mit sich. Folgerecht ergibt sich aus der Mitbestimmung die entsprechende Mitverantwortung. Dass Mitbestimmung und Mitverantwortung einander genau entsprechen, das — und das allein! — ist unabdingbare Forderung der natürlichen Gerechtigkeit.

Aber nicht nur auf dem Wege der freien (einzel- oder tarifvertraglichen) Vereinbarung kann ein Mitbestimmungsrecht eingeführt werden. Es kann Fälle geben, in denen der Gesetzgeber befugt ist, ein bestimmtes Mass von Mitbestimmung anzuordnen. Der Staat könne, so fährt das Schreiben fort, «der Arbeitnehmerschaft die Befugnis einräumen, in der Unternehmensleitung ihre Stimme zu Gehör zu bringen, jedenfalls in solchen Betrieben und in solchen Fällen, in denen die sich selbst überlassene Übermacht des anonymen Kapitals sich offensichtlich gemeinschädlich auswirken könnte». Hier ist zwar der Ausdruck «Mitbestimmungsrecht» nicht gebraucht, aber das «Zu-Gehör-Bringen» der Stimme der Arbeitnehmerschaft kann an dieser Stelle keinen anderen Sinn haben. Es geht ja darum, zu verhindern, dass die sich selbst überlassene Übermacht des anonymen Kapitals das Gemeinwohl gefährdet oder schädigt. Dazu reicht ein blosses Recht auf Anhörung nicht aus; soll die Stimme der Arbeitnehmerschaft das verhindern, so muss sie schon ein wirksames Nein, ein echtes Veto aussprechen können, das — genau wie dies bereits im Hessischen Betriebsrätegesetz vorgesehen war —

der Nachprüfung durch öffentliche, von Amts wegen mit der Wahrung des Gemeinwohls betraute Stellen zu unterliegen haben wird.

Da von der Übermacht des anonymen Kapitals die Rede ist, bezieht sich dieser Satz des Schreibens nur auf Unternehmungen in der Form der Kapitalgesellschaft, nicht dagegen auf solche Betriebe, in denen der Inhaber zugleich der erste Arbeiter seines Betriebes ist. Will das Schreiben damit die Befugnis des Staates, zur Sicherung des Gemeinwohls ein Mitbestimmungsrecht bestimmten Umfangs anzuordnen, auf Kapitalgesellschaften (AG., GmbH. und dergleichen) beschränken? Offenbar nicht, denn es heisst, der Staat könne es «mindestens» in diesen Fällen tun, womit also ausdrücklich offen gehalten wird, dass es möglicherweise auch noch andere Fälle gibt, in denen er um des Gemeinwohls willen die gleiche oder eine ähnliche Anordnung treffen könnte. Wir erinnern uns, dass Papst Pius XI. in «*Quadragesimo anno*» (Nr. 114) einen Fall nannte, in dem der Staat zur Sozialisierung berechtigt sei. Pius XI. hatte kein «mindestens» beigefügt, trotzdem sagten wir, dieser Fall sei nur ein Beispiel; es könne durchaus auch noch andere Fälle geben, in denen eine Sozialisierung gerechtfertigt sei. Und richtig: Bei seiner Ansprache an die Katholischen Arbeitervereine Italiens vom 11. März 1945 zählte Pius XII. vier Fälle auf, jetzt allerdings mit einem «nur»; diese Aufzählung ist also erschöpfend und endgültig. Für ein nicht im Wege freier Vereinbarung ausgehandeltes, sondern vom Gesetzgeber vorgeschriebenes Mitbestimmungsrecht dagegen haben wir noch keine solche abschliessende Aufzählung der Fälle oder Rechtfertigungsgründe. Das wird uns nicht dazu verleiten, auf eigene Faust den Kreis möglichst weit zu ziehen. Sondern genau so wie in der Frage der Sozialisierung werden wir uns vorsichtig vorantasten, sorgsam prüfen, welche Gründe wohl dem Staat die Befugnis zu einem solchen, zwar nicht ganz so tiefgehenden, aber immerhin tiefen Eingriff geben können, und ebenso vorsichtig in jedem einzelnen Fall uns vergewissern, ob einer dieser Gründe wirklich vorliegt. Für ein frei ausgehandeltes Mitbestimmungsrecht bedarf es all dieser Vorsicht und Zurückhaltung nicht; da kommt es nur darauf an, es so zu gestalten, dass es die darauf gesetzten Erwartungen nicht enttäuscht, sondern wirklich erfüllt. — Insoweit als Bochum die Verwirklichung des Mitbestimmungsrechtes an erster Stelle durch freie Vereinbarung statt durch gesetzlichen Zwang empfahl, hat Bochum richtig gelegen. Auch das Sendschreiben nach Turin spricht an erster Stelle und ohne Einschränkung von der frei vereinbarten Mitbestimmung als einer guten Sache und erst an zweiter Stelle, und mit Einschränkung, von der staatlich verordneten Mitbestimmung.

Prof. Dr. O. v. Nell-Breuning, Frankfurt

Die europäische Armee

Der folgende Artikel will nur als Diskussionsbeitrag zu einem sehr vielschichtigen Problemkreis bewertet werden. (Die Red.)

Ihre endgültige Gestalt und Organisation interessiert uns an dieser Stelle nicht. Von Wichtigkeit scheint uns dagegen der Gewissenskonflikt, der all den leidenschaftlichen Gesprächen in und zwischen den Nationen zugrunde liegt. Diese Auseinandersetzungen gehen über das militärische und politische Gebiet hinaus. Sie greifen bis in das Religiöse hinein. Erscheinen doch schon Artikel und Studien von ernstern Männern, die zu beweisen versuchen, dass diese Armee mehr oder weniger die Erfindung jener katholischen Staatsmänner sei, die heute in den wichtigsten Ländern Europas regieren; jener Länder, die im Mittelalter das Heilige römische Reich deutscher Nation bildeten, das der Vatikan im geistig-politischen

Sinne wieder erstehen sehen möchte. Mit anderen Worten: Die katholische Vorherrschaft in diesem Europa solle gesichert werden. Ein protestantischer Verfasser, Professor Bernard Lavergne von der Sorbonne, betitelt eine Studie über diese Europäische Armee «*L'Armée dite Européenne ou La Revanche d'Hitler*», in der solche Gedankengänge ebenfalls ausgedrückt werden. Wir möchten dabei gleich bemerken, dass der Verfasser, mit dem wir seit vielen Jahren befreundet sind, ein ernster, wirklich europäisch gesinnter Mann ist, den wir wegen seines Mutes, seiner Aufrichtigkeit, seines unbeeinflussten Denkens sehr schätzen. Trotzdem würden wir seine Arbeit nicht erwähnen, wenn deren Grundgedanken in weniger reiner Form nicht immer häufiger an das Licht der Öffentlichkeit treten würden.

Doch zuerst einige sachliche Feststellungen: Man sagt, dass der Gedanke einer Europäischen Armee von Frankreich gekommen sei. Gewiss, und zwar in demselben Masse wie die Träne, die eine zerschnittene Zwiebel verursacht. Die zwei Kolosse Amerika und Sowjetrußland standen sich nach dem Kriege gegenüber: das eine unbewaffnet, das andere so ausgerüstet, dass die Eroberung Europas für Sowjetrußland ein militärischer Spaziergang gewesen wäre. Zu dieser Gefahr kam auf geistig-politischem Gebiet ein immer schärfer werdender Gegensatz zwischen West und Ost. Die Wiederaufrüstung des Westens und die Atlantikfront waren die unausbleibliche Folge. Sowjetrußland störte sie nicht, einmal aus inneren Gründen, wie der Notwendigkeit des Wiederaufbaus seiner unzähligen Ruinen, des andern aber auch, weil nach seiner marxistischen Auffassung der Zusammenbruch des kapitalistischen Systems und mit ihm der kapitalistischen Imperialismus unvermeidlich war. Die Folge dieser Auffassung war der «Kalte Krieg», der dazu beitragen sollte, diesen Zusammenbruch durch die Zerrüttung der kapitalistischen Wirtschaft zu beschleunigen. Dieser Kalte Krieg hatte den Vorteil, den eigenen Wiederaufbau ohne Gefahr vollenden und einen Waffengang mit seinen Trümmern und seinem erneuten Elend vermeiden zu können.

Demgegenüber erklärte Amerika, dass jeder Angriff auf seine im besiegten Deutschland stehenden Truppen ein solcher auf Amerika selbst sei und den Krieg zur Folge habe. Dadurch wurde Europa für den Augenblick gesichert, gleichzeitig aber stellte sich die Frage der deutschen Wiederbewaffnung ganz von selbst. Konnte man doch von keinem Volk erwarten, dass es im Eventualfalle die Grenzen Deutschlands verteidige, während das deutsche Volk dabei mit verschränkten Armen zusehe. Es stellte sich also die Gewissensfrage, ob und wie die Siegermächte das «bedingungslos kapitulierende Deutschland», das nie mehr eine Waffe in die Hand bekommen sollte und dessen Rüstungsbetriebe aus diesem Grunde auch zertümmert wurden, wieder bewaffnen sollten. Die Antwort auf diese Frage wurde um so dringender, als jeder Versuch, zu einer gegenseitigen, international kontrollierten Abrüstung zu kommen, an dem «niet» der Russen scheiterte. Die Verteidigung von Deutschland aus forderte daher militärisch wie moralisch — deutsche Soldaten.

Dieser moralischen Forderung stand jedoch eine andere moralische gegenüber. Oder hatte man unrecht, als man vor allem und jedem — Amerika an der Spitze — bestimmte, dass ein Volk, das seinen verantwortungslosen, unmoralischen und teilweise grausamen Führern bis zum furchtbaren Ende widerstandslos folgte, nicht mehr Gelegenheit erhalten sollte, Europa noch einmal in ein Trümmerfeld zu verwandeln? War nicht zwischen dieser und der obigen zweiten moralischen Begründung ein unüberbrückbarer Gegensatz? Welche Antwort man auch immer geben mag, Tatsache ist, dass dieser Zwiespalt seitdem durch die ganze Politik der Weststaaten geht und dass eine Synthese nur durch die Aufhebung des französisch-deutschen Gegensatzes gefunden werden kann.

Man wird zugeben müssen, dass diese Entwicklung nichts mit einer vatikanischen Politik oder dem Katholizismus zu tun hat. Aber auch die Tatsache, dass die Regierungen der europäischen Hauptstaaten heute in der Mehrzahl von Katholiken geführt werden, geht auf dieselben Ursachen zurück. Die gewaltige Macht der antichristlichen und antireligiösen kommunistischen Diktatur, das furchtbare Leiden und Elend, die entsetzliche Not, das ungeheure Trümmerfeld der europäischen Weststaaten, durch die die Kriegsfurie brauste, hatten das fast eruptive Hervorbrechen des religiösen Gewissens zur unausbleiblichen Folge. Die christlich getaufte Zivilisation Europas mit ihrem Begriff der Freiheit, vor allem der Freiheit der Persönlichkeit, war die einzige sammelnde Kraft, die der antichristlichen entgegentreten konnte. Das Erscheinen der grossen politischen Parteien auf christlicher Grundlage war die

fast unbewusste Antwort auf die drohende Gestalt annehmenden Gefahren. Dass dabei die Katholiken vorherrschten, war nicht nur das Ergebnis ihrer Zahl, sondern die Tatsache, dass sie längst vor den Kriegen politisch in einer Partei organisiert waren und daher alle Voraussetzungen für die Sammlung sämtlicher christlicher Kräfte mit sich brachten.

Die zwingende Form, in der sich nun aber die Wiederaufrüstung stellte, trug den erwähnten moralischen Zwiespalt auch in die Christenheit. Er wurde um so grösser, als das religiöse Erlebnis sich nicht stark genug erwies, um sich auch auf die anderen Lebensgebiete auszudehnen, Abgründe zu überbrücken und die geistig-religiöse Grundlage aller nationalen Interessen zu erkennen. Die Planung der Europäischen Armee wurde in dieser Hinsicht zu einem Test. Abgesehen von den rein militärisch-politischen Erwägungen der einzelnen dadurch interessierten Nationen, hatten auch die Christen, und hier insbesondere die Katholiken Frankreichs wie Deutschlands, dafür völlig entgegengesetzte Argumente. Während die französische christliche Partei — M.R.P. — alles vermied, um den nationalen Gedanken mit seinen Notwendigkeiten in das nationalistische verengen zu lassen, lehnte sich die deutsche christliche Bruderpartei — von den hellstichtigeren Führern, an ihrer Spitze Bundeskanzler Adenauer, abgesehen — zu einem immer grösser werdenden Teil an jene nationalistischen Kreise an, die nicht wenig zu dem allgemeinen furchtbaren Unglück des letzten Krieges beigetragen hatten. Gewiss: Bundeskanzler Adenauer vermochte bisher diese Entwicklung zu bremsen und die Einheit zu wahren . . .

Nichts zeigt deutlicher als diese wenigen Hinweise, dass es sich hier nicht um einen politischen Katholizismus noch um eine aufeinander abgestimmte katholische, also universelle, Politik handelt. Im Gegenteil: Immer wieder stossen wir auf die moralische Zwiespältigkeit. Damit aber tritt der spezifisch christliche Gewissenskonflikt immer mehr in Erscheinung und ergreift heute nicht nur einige erleuchtete und weitblickende Geister, sondern auch viele einfache, gläubige Menschen, die sich immer dringender und ängstlicher fragen: Ist es denn wirklich unabänderlich, dass das Christentum und die Christenheit immer mehr auseinander zu fallen drohen? Ist es nicht ein Verrat am Christentum und der von ihm getauften europäischen Zivilisation, die Sammlung aller konstruktiven, freiheitsliebenden Kräfte an dem Streit um Probleme scheitern zu lassen, die heute gegenüber der grossen Macht der antichristlichen und antireligiösen Kräfte dritten und noch geringeren Ranges sind?

Sicher: Sobald man den Problemen an die Wurzel geht (die immer moralischer wenn nicht religiöser Natur ist), wird man auch verstehen müssen, dass die Lehre, die das französische Volk aus zwei kurz hintereinanderfolgenden Weltkriegen zieht, grundverschieden von der deutschen sein muss. Es ist ein Fehler, wenn man annimmt, dass der immer stärker werdende Widerstand Frankreichs gegen die Europäische Armee in der bisher erfolgten Konzeption nur aus dem Gefühl der Angst vor dem mächtigen Nachbarn oder aus rein materiellen Interessen oder Prestigegegründen fliesst. Die französische Regierung, welche auch immer es war, brauchte nicht übermässig viele Propagandamittel, um ihrem Volk die Notwendigkeit einer französisch-deutschen Annäherung und Versöhnung klar zu machen. Diese sind für Frankreich ein ganz selbstverständlich zu erstrebendes Ziel. Gegen was es sich aber auf das entschiedenste auflehnt, ist, dass die natürliche demographische und kriegspotentielle Überlegenheit Deutschlands sich zu einer Vorherrschaft in Europa erweitert, und der «bedingungslos Besiegte» zum endgültigen Sieger über Europa wird. Es ist aus allen diesen Gründen ziemlich sicher damit zu rechnen, dass Frankreich die Europäische Armee in der bisherigen Konzeption ablehnt, was dagegen nicht bedeutet, dass deren Prinzip verleugnet wird.

Hans Schwann.

Ökumenische Eschatologie

Um die Einschätzung des «Stalinismus»

Im Sommer 1950 beschloss der Zentralaussschuss des «Welt-rates der Kirchen» für die 2. Vollversammlung des Weltrates im Jahre 1954 zu Evanston bei Chicago das Hauptthema: «Jesus Christus, unser Herr, die einzige Hoffnung für Kirche und Welt.» Bei der Wahl dieses Themas waren wohl folgende Umstände bestimmend: Erstens war schon 1948 in Amsterdam vorgesehen worden, dass auf der 2. Vollversammlung die unbefriedigende «christologische Basis» des Weltrates geklärt werden sollte; wobei den einen die Gottheit Christi nicht trinitarisch genug, den anderen aber zu orthodox formuliert erscheint. Man sucht einen Kompromiss gewissermassen in einer existentiellen Erkenntnis der Bedeutung Christi. Zweitens forderte das bevorstehende Mariendogma zu einer christozentrischen Antithese heraus. Als nun die eingesetzte Theologenkommission unter dem Vorsitz des südindischen Bischofs J. E. Lesslie Newbegin (Madura), ehemals presbyterianischer Missionar, im Herbst 1951 ihren ersten Entwurf vorlegte, erhob sich im amerikanischen Protestantismus ein Sturm der Entrüstung. Die Vertreter der sogenannten «kontinentalen Eschatologie», Männer wie Karl Barth, Edmund Schlink und Heinrich Vogel, hatten es erreicht, dass die Hoffnung auf Christus sowohl an dem Gekreuzigten wie an dem wiederkommenden Herrn ausgerichtet wurde. Der Hauptakzent lag auf der Wiederkunft oder der «zweiten Ankunft» Christi am Ende der Tage, verständlich aus den apokalyptischen Erfahrungen in Europa. Die amerikanische Theologenkommission des «Weltrates der Kirchen» erklärte jedoch unzweideutig, sie könne mit dem Entwurf nichts anfangen, man stehe vor ernststen Schwierigkeiten, weil eine solche Haltung der Hoffnungslosigkeit, die den Menschen keine Aussicht auf wirksame Veränderungen in ihrer irdischen Not durch den auferstandenen Christus gewähre, weder dem Lebensgefühl der amerikanischen Christen noch gar der «Jungen Kirchen» Asiens entspreche. Wenn der «Weltrat» in dieser Weise den Trost auf die Wiederkunft Christi verlege, würde er in Amerika für adventistisch oder sektiererisch gehalten werden. «Wenn die Kirchen sich als ein unpassierbares Hindernis erweisen, dass die Welt ihre einzige Hoffnung in Jesus Christus nicht entdecken kann, welche Existenzberechtigung haben sie dann noch?» Man wollte schon ein neues Thema für Evanston vorschlagen.

Es kam jedoch anders. Die Kommission wurde durch einige amerikanische Theologen ergänzt, und man setzte sich im Anschluss an die Weltkonferenz von Lund noch einmal zusammen, um einen neuen Entwurf zu machen. Wie uns Karl Barth in der «Woche» (Nr. 44) erzählte, konnte ein guter Ausgleich gefunden werden. Inzwischen ist der Text in «Ecumenical Review» (Oktober 1952, S. 73—98) veröffentlicht worden. Nach der Wendung, welche die ökumenische Entwicklung in Lund genommen hat, gibt der 2. Entwurf einen bemerkenswerten Aufschluss über den Kurs des «Welt-rates der Kirchen». Es bleibt freilich zu berücksichtigen, dass dies nicht die letzte Fassung der Vorlage ist, weil erst nach ihrer Durchberatung in den verschiedenen Glaubensgemeinschaften im August 1953 der endgültige Text hergestellt wird.

Echte und falsche Eschatologie

Der 2. Entwurf ist eine Komposition aus biblischer Eschatologie und christlicher Verantwortung für die Gestaltung einer neuen Welt, wenn man so will: von kontinentaler und amerikanischer Theologie. Es wurde vermieden, dem Rate einiger Dokumente der Weltkonferenz von Lund zu folgen und die Botschaft von der christlichen Hoffnung tiefer auf die

Lehre von Christus, seiner Person und seines Werkes, zu begründen. Statt dessen hat man sich etwas von der Eschatologie Barths inspirieren lassen. Der sehr umfangreiche Text beginnt mit einer Analyse der biblischen Terminologie. Dabei ergibt sich, dass die heutige Sprache der Christen, wenn sie von der Hoffnung redet, durchsetzt ist mit modernem Geschichtsdenken, d. h. mit evolutionistischen Vorstellungen. Für die Hoffnung der Christen gibt es nicht eine blossе Zukunft, die sich einmal ereignen wird, ohne dass sie jetzt schon ihre Spuren zeigte. Es werden besonders folgende Schriftstellen ausgelegt: Joh. 5, 25; Kol. 3, 3—4; 1. Petr. 1, 3; Hebr. 2, 17 und 13, 13—14; Matth. 26, 24; Röm. 8, 23 und 1. Joh. 3, 14 — mit dem Ergebnis: Die Herrschaft hat der gekreuzigte und auferstandene Christus in Händen. «Der kommende Christus bricht ständig durch mit den Zeichen seiner Erbarmung und seines Gerichts.» Es folgt ein 2. Kapitel über «echte und falsche Eschatologie», das die Apokalyptik der Sekten ebenso abweist wie einen Perfektionismus. Der «neue Äon» ereigne sich bereits innerhalb unserer Geschichte: «Ein neuer Anfang für die Menschheit in Christus, eine neue Perspektive für das persönliche und soziale Leben.» In Christus wurde uns eine neue Hoffnung gegeben, «nicht um der Welt zu entfliehen, sondern um in dieser Welt und in unserem Leben an Seinem Siege über die Mächte des Bösen teilzuhaben», wenn auch die letzte Erfüllung aussteht. Der Christ «lebt also jetzt schon in Christus und wartet auch auf Seine Wiederkunft». Das wahre Gleichgewicht einer christlichen Haltung, so heisst es treffend, «ist uns im Sakrament des Abendmahls gegeben. Hier ist Christi Volk in einem Akt des Glaubens und der Anbetung vereint und gedenkt gleichzeitig Seiner Fleischwerdung in grosser Niedrigkeit wie Seines Kommens am Ende in Macht und Herrlichkeit. Beides wird den Christen in der Kommunion mit ihrem lebendigen Herrn gegenwärtig.»

Gegen die «futuristische Eschatologie» wird erklärt: Sie habe zwar recht, wenn sie die Zweideutigkeit und Unvollkommenheit jeder geschichtlichen Existenz im Lichte der Wiederkunft Christi unterstreicht. Auch seien ihre Warnungen gegen jede simple Identifizierung Gottes mit irgendeiner Geschichte, mit irgendeiner Institution oder einem Ereignis, sei es weltlich oder kirchlich, mit irgendeiner menschlichen Errungenschaft oder Erfahrung gesund (1). Sie habe jedoch unrecht, zu verleugnen, dass wir jetzt schon mit Christus zusammen Gottes Geschichte machen können.

Drei Utopien

Das 3. Kapitel wendet sich dem Tatbestand zu, dass die Welt von drei utopischen Hoffnungen erfüllt ist, soweit nicht dahinter der Nihilismus sein besonderes Unwesen treibt: Stalinismus, wissenschaftlicher Humanismus und die demokratische Illusion. Es fällt auf, dass diese drei Ausartungen menschlicher Hoffnung auf eine bessere Welt gleichsam in einem Atem genannt und beurteilt werden. Gibt es doch einen christlichen Humanismus und eine echte Demokratie als «verantwortliche Gesellschaft», wie sie auch in Amsterdam von der dritten Sektion der Weltkirchenkonferenz proklamiert worden ist. Wer aber kennt eine Erscheinung des Guten, zu welcher der Stalinismus die dämonische Abseite darstellt? Die Behandlung dieser drei recht unterschiedlichen «Utopien» durch den Entwurf ist höchst fatal, wie uns scheint. Der «Stalinismus» wird als bekannt vorausgesetzt und sogleich nach dem Geheimnis seiner Anziehungskraft auf Menschen gefragt: Er appelliere an die Hoffnung auf eine bessere Gerechtigkeit (?). «Der Mensch kann sein Schicksal meistern», wenn auch um einen hohen Preis. Man habe oft am Marxismus seine «strukturelle Entsprechung» zum Christentum fest-

gestellt, seine Soteriologie sei die Lehre vom Proletariat, seine Ekklesiologie die Lehre von der Partei, seine Eschatologie die Theorie der Geschichte mit der klassenlosen Gesellschaft am Ende. Diese Entsprechung sei natürlich Täuschung. Aber es wäre ein Missverständnis, darin nur Täuschung zu sehen: «Für den Christen ist es ein indirektes und schreckliches Zeugnis für die Herrschaft Christi» (S. 90). Man findet zur Kritik des Stalinismus einen Satz: «So hat die Entschlossenheit und der Mut des Marxisten nicht nur Pläne einer Sozialreform hervorgebracht, sondern beim Versuch ihrer Ausführung Konzentrationslager und Schauprozesse.» Er ist also nur auf andere Weise als die beiden anderen Utopien von dämonischen Mächten erfüllt.

Man kann nicht sagen, der «Weltrat der Kirchen» habe nichts zur Entlarvung des Stalinismus getan. Davon zeugen z. B. die Dokumente der 4. Sektion der Weltkirchenkonferenz von Amsterdam. Unter dem obwaltenden Aspekt indessen ist der Stalinismus zu einer Utopie neben den anderen nicht minder gefährlichen geworden. Dennoch wird dem wissenschaftlichen Humanismus, der die Menschheit durch seine Entdeckungen von ihren Seuchen heilen will, gutgeschrieben, dass er teilhabe an dem Triumphe Christi, der auch den Menschen Heilung brachte. Die demokratische Utopie mit ihrem Gleichheitsideal und ihrem mehr ethischen Programm sei schwerer zu entlarven. Auch sie enthalte Züge aus dem Neuen Testament, werde aber von dem Radikalismus der Solidarität Christi mit dem Sünder (Niemöllers Argument für seine östliche Linie!) als trivial und «halbherzig» erwiesen. Man fände im demokratischen Individualismus vieles, was zerstörend gewirkt habe. Natürlich ist das irgendwie auch richtig.

Schuld der Kirche

Man muss aber nach der summarischen Kennzeichnung jener drei Utopien fragen, ob es richtig ist, für ihr Vorhandensein wieder unterschiedslos die Kirche «in grossem Masse» verantwortlich zu machen, weil sie durch ihre Predigt wenigstens zum Teil die «Fermente» ausgestreut habe, die in jenen Utopien nun losgelöst von dem gekreuzigten Christus ihr Wesen treiben. (Es wird notabene nicht versucht, den Stalinismus als Antithese eines orthodoxen Monophysitismus zu erklären.) Durch ihr Versagen, ihre Visionen nach den Massen des Evangeliums, der Höhe und Weite und Tiefe der Liebe Gottes in Jesus Christus zu entfalten, habe die Kirche es ermöglicht, dass die Idee der Menschlichkeit eher der Hölle als dem Ruhme Gottes diene. Dieses Versagen, den Menschen «die alles-umschliessende Hoffnung auf Christus» auszulegen, sei nicht ein intellektuelles, sondern Mangel an innerer Übereinstimmung mit dem Bilde des Gekreuzigten.

Nach dieser Vorbereitung auf einen «eschatologischen Reformismus», der im Zuge der kalvinistischen Haltung manchmal den Unterschied von «Gesetz und Evangelium» — wie Lutheraner sagen würden — bzw. von Natur und Übernatur nicht zu beachten scheint, erörtert das 4. Kapitel die

christliche Hoffnung, die uns zu bestimmten Taten, zur «verantwortlichen Aktion in und für die Welt» nötigt und jeden Rückzug in ein kirchliches Ghetto verbietet. Wer im Heiligen Geist das Reich Gottes als Reich des Friedens erwartet und erbetet, müsse auch den Mut haben, in der gegenwärtigen internationalen Situation etwas für den Frieden zu wagen und dem Wettrüsten entgegenzutreten. Wer Christus als den Herrn unserer Gerechtigkeit preist, darf nicht zuschauen, wie Menschen im Elend als Flüchtlinge, als Gefangene und Märtyrer leiden. Wer bekennt, dass wir in Jesus Christus unsere Freiheit haben, muss überall in der Welt für die Freiheit des Glaubens und Gewissens eintreten und wirtschaftliche Unterdrückung bekämpfen. Wer Christus unser Leben heisst, muss die Hungrigen satt machen und die Obdachlosen behausen und dafür auch politische Massnahmen wollen, ja muss in unserer entpersönlichten Gesellschaft das persönliche Leben christlicher Bruderschaft ausbreiten. Wer an Christus als die lebendige Wahrheit glaubt, muss den Weg der Wissenschaft ohne Rücksicht auf etwaige Folgen bejahen und vollenden, obwohl die Technik dämonische Kräfte hervorgebracht hat. Das letzte Kapitel weist schliesslich darauf hin, dass die grosse Ära der Mission der Kirche noch bevorsteht, wenn sie erst geeint ist, und lenkt damit zurück zum Thema der Weltkirchenkonferenz von Amsterdam: Die Kirche als die einzige Hoffnung in dieser hoffnungslosen Welt.

Die unbeantwortete Frage

Es ist nicht zu leugnen, dass der 2. Entwurf über die Hoffnung der ökumenischen Christen in mancher Hinsicht Gesichtspunkte christlicher Verantwortung berücksichtigt, die Katholiken als verwandt und wohltuend empfinden. Im entscheidenden Punkte aber verrät er einen unkatholischen, durch theologischen Spiritualismus geblendeten Sinn für die Wirklichkeit der beschriebenen Phänomene, als dessen Wurzel un schwer das Ausweichen vor dem Dogma der Inkarnation zu erkennen ist. In einem Fragebogen der vorbereitenden theologischen Kommission für Lund über «Das Wesen der Kirche» stand u. a. die Frage: «Hat Ihre Kirche eine Ansicht über die Beziehung der Kirche zu Christus, auf die sie besonderen Wert legt? Z. B. die Ansicht, dass die Kirche die Fortsetzung der Inkarnation ist? . . .» Von dieser Frage wird der Entwurf nicht bewegt, weil er die Gegenwart Christi in Seiner Kirche zwischen Inkarnation, Himmelfahrt und Wiederkunft nicht richtig erweisen kann. Er könnte es vom christologischen Dogma her. Statt dessen verweist er die verzweifelte Menschheit, die der Hoffnung bedarf, auf die Aktion der Christen und schwächt mit einer gewollten, unnatürlichen und unterschiedslosen Distanz von den herrschenden Utopien den Sinn für eine notwendige politische Entscheidung der Christen. Diese kann sicher nicht die Solidarität mit dem Sünder «Stalinismus» sein, sowenig wie der reuige Zöllner, bei dem Jesus ass, vergleichbar ist mit dem Kommunisten, der Gott totsagt und die Kirche vernichtet, die nicht vor ihm niederfällt.

J. P. Michael.

Ex urbe et orbe

Undurchsichtige Allianz

Der Besuch des chinesischen Aussenministers Chou En-lai, der sich mit seiner Suite 30 Tage lang in Moskau aufhielt, fand mit Jubelfanfaren in forte-fortissimo einen rauschenden Abschluss. Ein Fest jagte das andere. Stalin, der nur selten an dem «gesellschaftlichen» Leben der Prominenten teilnimmt, unterbrach seine arbeitsreiche Zurückgezogenheit und lud zu einem Staatsdiner in den Kreml ein. Chou revanchierte sich mit einem Bankett im grossen Ballsaal des Hotels Metro-

pol, zu dem 1000 Personen gebeten waren. Man soupierte an 50 festlich gedeckten Tafeln, der Aussenminister als Hausherr zirkulierte, liebenswürdig besorgt um das Wohl seiner Gäste, von Tisch zu Tisch. Der Champagner floss in Strömen und die auf das Wohl Stalins, Maos und anderer Grössen der kommunistischen Welt ausgebrachten Toaste wurden mit lärmender Begeisterung akklamiert.

Trotz der spaltenfüllenden, die Tagung als Beweis der unzerstörbaren Freundschaft feiernden Berichte der Moskauer und Pekingener Blätter wurde über Zweck und Inhalt der Kon-

ferenz strengstes Schweigen gewahrt. Einzig zwei Punkte der Verhandlungen wurden bekanntgegeben. Erstens: In Erfüllung des im Februar 1950 zu Moskau abgeschlossenen Bündnis- und Beistandspaktes wird den Chinesen die uneingeschränkte Kontrolle über die strategisch wichtige, die Mandschurei durchquerende Changchun-Bahn noch vor Ende dieses Jahres übertragen. Zweitens: Der Kreml gibt mit einer Hand und zieht mit der anderen das Geschenk wieder zurück: Die gleichfalls 1950 in Aussicht gestellte Übergabe der mächtigen Seefestung Port-Arthur an der mandschurischen Halbinsel Liaotung erfolgt erst nach Unterzeichnung eines Friedensvertrages zwischen Japan und den kommunistischen Staaten unter den vom Kreml aufgestellten Bedingungen: a) Anerkennung Rot-Chinas durch Japan; b) Übergabe der Halbinsel Formosa an Mao Tse-Tung; c) vollständige Säuberung des japanischen Territoriums von ausländischen Truppenteilen. — Dies sind die offiziell bekanntgegebenen Verhandlungsthemen. Eine ziemlich lückenlose Rekonstruktion der übrigen, äusserst wichtigen Fragen, die auf der Konferenz diskutiert wurden, wird indes auf Grund immer wieder durchsickernder Nachrichten möglich.

Obgleich Korea mit auf dem Programm des zu klärenden Fragenkomplexes stand, wurde dieser Punkt vom Sender Peking nicht erwähnt. Aber man glaubt zu wissen, dass hier zwei Alternativen aufgestellt wurden: Entweder eine radikale Verschärfung der kriegerischen Aktionen und dadurch Erweiterung des Kriegsschauplatzes, oder — wahrscheinlicher — Vorbereitung einer umfassenden Propaganda für endlichen Abschluss des Friedens mit den USA, der noch vor Ende dieses Jahres durch einen sogenannten «Friedenskongress Asiens und des Pazifiks» seine Krönung finden soll.

Auch die *Remilitarisierung Japans* durch die Vereinigten Staaten wurde eingehend besprochen. Einstweilen sind die Funktionäre Moskaus eifrig am Werk und suchen durch Anstiftung zu Streiks, Sabotage und sonstigen defätistischen Machenschaften die Moral des japanischen Volkes zu zersetzen und den wirtschaftlichen Aufbau zu verhindern. Der «Pekinger Friedenskongress» wird über neue Pressionsmittel Japan gegenüber beraten und die Zahl der fieberhaft tätigen Agenten vervielfachen.

Die andern Nachbarländer Inner-Chinas, *Sinkiang*, *Tibet* und die *Innere Mongolei* sind heute nur noch machtlose Pufferstaaten und werden wohl in Kürze dem unersättlichen Appetit des russischen Molochs zum Opfer fallen, um als neue Satelliten den schützenden Ring um die UdSSR zu ergänzen. Als lang gehegter Lieblingsplan der Pekinger Regierung wurde der *Bau einer neuen Bahnlinie* von Zentral-China (Chungking) durch Sinkiang nach Russisch-Turkestan beschlossen. Da auch Moskau dieser Bahnlinie das grösste strategische Interesse entgegenbringt, ist der Kreml geneigt, nicht nur finanzielle Hilfe zu stellen, sondern sogar weitgehende Konzessionen anzubieten. Man spricht unter anderem von einer Aufgabe des russischen U-Bootstützpunktes in Dairen. Als Gegenleistung müsste China dem Kreml die Kontrolle der neuen Bahnlinie gestatten sowie weiterhin wirtschaftliche und militärische Unterstützung in Korea garantieren.

Zwei besonders wichtige Themen der Konferenz bildeten *Ausbau und Modernisierung der chinesischen Armee*. Denn die Verlängerung der im erwähnten Abkommen von 1950 Peking zugesagten Unterstützung von jährlich 60 Millionen Dollars auf die Dauer von fünf Jahren ist an Forderungen gebunden, deren Ausmass sich ins Überdimensionale steigert und deren Erfüllung das wirtschaftliche Leben Chinas zum Stillstand bringen würde. Um dem wirtschaftlichen Ruin vorzubeugen, plant Peking die Aufstellung eines grandiosen «Fünfjahresplanes» nach sowjetischem Muster, in welchem der Bau der neuprojektierten Bahnlinie durch eine «Hochflut der Industrie und durch Aufstellung von Stachanow-Leistungen» vorbereitet werden soll.

Eine Modernisierung der chinesischen Streitkräfte wurde übrigens von Moskau bereits im Dezember 1950, bald nach dem Einsatz chinesischer Formationen im koreanischen Kampfgebiet, durchgeführt. Die Soldaten Rot-Chinas hatten genügend Gelegenheit, ihre Kampfeignung zu beweisen und den Erwartungen des Kreml voll zu entsprechen. Heute schützen drei Millionen Mann chinesischer Truppen, ausschliesslich dem Kommando russischer Heerführer und Generäle unterstellt, die russischen Grenzen. Nunmehr soll das ganze chinesische Volk für die Waffen gewonnen werden. Eine grosszügig angelegte «Werbeaktion» wird Schüler, Studenten, Arbeiter, Frauen und Männer zu dem Besuch spezieller «Schulungskurse» anregen, die in fünf Jahren eine perfekte Ausbildung in den verschiedensten Waffengattungen — Luftwaffe, Artillerie, Tanks, Luftabwehr und Seekampf — ermöglichen. Ferner soll ein raffiniert ausgeklügeltes «Rotationssystem» die chinesische Unterstützung in Korea erweitern und durch Aufstellung einer mit den modernsten Kampfmitteln ausgerüsteten «Befreiungsarmee», die sich aus der ganzen Bevölkerung rekrutiert, gesichert werden. B. v. L.

Die Krise im Sender «Freies Europa» in katholischer Schau

Seit dem Sommer 1950 gibt es Radiosendungen nach den Ländern hinter dem Eisernen Vorhang, die von nationalen Emigranten-Equipen unter privater amerikanischer Leitung, dem «Committee for a Free Europe», bestritten werden. Nachdem solche Sendungen in tschechischer und slowakischer, in polnischer, ungarischer, bulgarischer und rumänischer Sprache viele Monate lang auf Kurzwellen über einen amerikanischen Sender veranstaltet worden waren, entschlossen sich die führenden Männer zum Bau eines Riesensenders in Holzkirchen bei München und eines Riesenstudios im Münchner Englischen Garten, von dem aus vor allem gegen die nahe und von sämtlichen bolschewistisch gewordenen Oststaaten politisch reifste Tschechoslowakei ein psychologischer Krieg auf Mittelwellen geführt werden sollte. Seit Mai 1951 arbeitet der Münchner Sender Freies Europa: Ausser der tschechoslowakischen Abteilung, die mit rund 150 Mann immer die bedeutendste blieb, ist hier nun auch noch eine ungarische Equipe mit ca. 60 und eine polnische mit ca. 50 Personen tätig. Das Mittelwellenprogramm, das für die Tschechoslowakei jetzt schon 20 Stunden im Tag läuft und einen Landessender zu ersetzen hätte, wird auch noch auf Kurzwellen übertragen, um die Wirkung der tschechischen Störsender auszuschalten.

Vom Beginn des Bestehens der «Free-Europe»-Sendungen an machten sich bestimmte Einwände und Vorbehalte aus dem katholischen Lager geltend. Die tschechoslowakische Abteilung, die ihre politische Generallinie vom «Rat der Freien Tschechoslowakei» in Washington empfängt, leidet, so wie der «Rat» selbst, an einer nicht wegzudekretierenden Schwäche des katholischen Elements und einem nicht allein in bezug auf die Bevölkerungsstruktur der Tschechoslowakei von heute ungerechten, sondern auch vor allem moralisch nicht vertretbaren Übergewicht der freisinnig-bürgerlichen und der sozialistischen Richtung. Da die überwiegende Mehrheit der slowakischen politischen Emigranten die Masaryk-Benesch-Linie der Einheits-Tschechoslowakei, wie sie der «Rat» einhält, hundertprozentig ablehnt, sind die Mitarbeiter slowakischer Nationalität besonders schütter gesät (kaum 10%), und die Katholiken unter ihnen, davon ein Priester, der die durch das Radio übertragene Münchner Sonntagsmesse für die Flüchtlinge liest und dazu predigt, lassen sich an den Fingern einer Hand abzählen. Der einzige markante slowakische Katholik, Dr. Jozef Mrázek, der aus seinem Pariser Exil nach München kam und die Sendungen für die slowakische Jugend und Studentenschaft leitete, ist vor einiger Zeit aus deutlichen politischen Gründen vom Redakteur zum Ansager degradiert worden. Unter den Katholiken

tschechischer Nationalität ragt Abbé Alexander Heidler, der seinerzeit in Prag als Nachfolger Erzbischof Berans Assistent für Pastoraltheologie im Priesterseminar war, hervor; ferner Dr. Pecháček, ein ehemaliger Vizepräsident der tschechischen katholischen Volkspartei: beider Entfaltung ist durch den auf sie ausgeübten politischen Druck gehemmt — und der führende tschechische katholische Dichter unserer Zeit, Jan Cep, hat den Sender vor einiger Zeit unzufrieden verlassen.

Die gegenwärtige Krise im Radio Free Europe, von der die Weltpresse berichtet, hat ihre Ursachen freilich nicht in dem weltanschaulichen Zwiespalt, an dem die gesamte anti-kommunistische Front laboriert, sondern in der Änderung der amerikanischen Deutschlandpolitik. Diese verlangt jetzt eine Reihe von Rücksichten gegenüber den Gefühlen des deutschen Volkes, das seinen Wehrbeitrag für Europa leisten soll. Die Stimmung der deutschen Beobachter der Sendungen von Radio Free Europe wendet sich gegen die Politik jener bislang in München vorherrschenden Emigrantengruppen, die den Ihren in der Heimat nichts von dem heute grundlegend veränderten Verhältnis der westlichen Welt zur deutschen Bundesrepublik sagen, die nationalistischen Chauvinismus pflegen, für die Oder-Neisse-Linie und die Verewigung der Aussiedlung der Sudeten- und Karpatendeutschen eintreten und von Verständigungsgesprächen anderer Emigrantengruppen mit Deutschen nichts verlautbaren lassen. Der Oberleiter der tschechoslowakischen Gruppe in den USA, der Schriftsteller Ferdinand Peroutka, der schon vor einiger Zeit in einem seiner Radiovorträge auf die Notwendigkeit der Umstellung tschechisch-nationaler Gemüter auf eine Zusammenarbeit mit Deutschland in einem künftigen besseren Europa hingewiesen hat, fand bisher unter seinen am Sender in München tätigen Landsleuten wenig Verständnis; sein jüngster Besuch in München hat nun die Demission der Münchner tschechoslowakischen Leitung, des Abteilungschefs Pavel Tigríd und seines Stellvertreters Dr. Jan Stransky, zur Folge gehabt. Tigríd gehörte früher der katholischen Volkspartei an,

in welcher Eigenschaft er in der Nachkriegs-Tschechoslowakei zwei mutige Zeitschriften gegen den bolschewistischen Druck herausgab, solange es möglich war; nach dem kommunistischen Putsch trat er innerhalb der tschechischen politischen Emigration als Liberaler auf und hat als solcher auch seinerzeit beim liberalen Weltkongress in Zürich das Wort ergriffen. Stransky ist der Sohn des früheren tschechoslowakischen Justiz- und Schulministers, der von den Sudetendeutschen als einer der Hauptverantwortlichen an den Aussiedlungsgesetzen angesehen wird — übrigens nicht zu Recht.

Was hat nun die katholische Seite von den anhebenden Änderungen — der Informationsdienst der Freien Tschechoslowakei prophezeit noch eine Reihe solcher — zu erwarten? Obwohl man vom obersten amerikanischen Vorsitzenden des Committee for a Free Europe, Admiral Miller, kürzlich vernommen hat, er sei in Rom katholisch geworden, bleibt der anti- oder wenigstens akatholische Charakter des gesamten Unternehmens unbestritten — und die Generallinie der tschechoslowakischen Sendung gleichfalls. Der Informationsdienst der Freien Tschechoslowakei glaubt zu wissen, dass der Münchner Chefposten an den bisher in den USA als Leiter des «Research and Information Center» tätigen Dr. Miloslav Kohak vergeben werden soll. Kohak, ein Politiker der Benesch-Partei, wurde in der katholischen Zeitschrift «America» vom 2. Dezember 1950 angeprangert, weil er die kommunistische Methode des Schlagwörter-Eintrichterns in die Gehirne der Menschen als «Imitation der katholischen Methode, einer dumm machenden Methode, die den anderen Lügen einredet», bezeichnet hat... Kann man unter diesen Umständen mit einer Verbesserung der Chancen für «Catholica» in der Münchner tschechoslowakischen «Radio-Free-Europe»-Sendung rechnen, die sich jüngst wieder — laut Meldung der slowakischen Emigrantenzeitung «Slobodné Slovensko» — durch Totschweigen der Einweihung des slowakischen Benediktinerklosters in Cleveland ausgezeichnet hat? P. K.

Buchbesprechungen

Religiöse Schriften

Auclair Marcelle: La vie de sainte Thérèse d'Avila. La Dame errante de Dieu. 493 Seiten. Editions du Seuil, Paris, 1950.

Lépée Marcel: Sainte Thérèse mystique. Une divine amitié. (Les grands mystiques.) 335 Seiten. Desclée de Brouwer, Paris, 1951.

Wydenbruck Nora, von: Die Weisheit der grossen Theresia. 125 Seiten. Verlag Otto Walter, Olten, 1951.

Zu den Persönlichkeiten, welche die Geschichtsschreiber immer wieder in ihren Bann ziehen, gehört unstreitig die heilige Theresia von Spanien. Dem weiten Publikum ist sie allerdings fast nur bekannt als die mystische Schriftstellerin, welche auch die höchsten mystischen Erlebnisse mit einer seltenen Klarheit und nie versiegendem Reiz zu schildern weiss. Auclair gebührt das Verdienst, uns die ganze Theresia vor Augen zu stellen. Wir können das Werden und Wirken der Heiligen verfolgen, hineingestellt in die grosse und kleine Welt ihrer Zeit, die uns heute so seltsam anmutet. Dadurch aber bestätigt sich von neuem, dass die ganz grossen Heiligen, auch rein menschlich betrachtet, vollendete Menschen sind. Nachdem Theresia die Stufen der inneren Läuterung durchgemessen hatte und der höchsten mystischen Gnade, der «geistlichen Vermählung» gewürdigt worden war, bleibt sie sich immer gleich. Sei es im Kreise ihrer geistlichen Töchter, sei es im Verkehr mit ihren Verwandten oder mit den Grossen dieser Welt, sei es endlich inmitten der Mühen der vielen Neugründungen und den unerquicklichen Auseinandersetzungen mit den Feinden der Reform, immer und überall wahr ist ihre ursprüngliche Eigenart, der sich auf die Dauer niemand entziehen kann. Sie scheint ganz den «Dingen dieser Welt» zugewandt, erteilt praktische Ratschläge, bestimmt ihrem zur Übertreibung neigenden Bruder Lorenz das zukünftliche Mass des Schlafes, spielt die Rolle des Architekten beim Bau eines Klosters, erfreut ihre Töchter bei der Erholung mit geistreichen Couplets — und bleibt in ihrem tiefsten Innern doch stets vereint mit ihrem Gott. Ihr Herz schenkt spon-

tan Liebe und Zuneigung und ist dankbar für Liebe; ihrem besten Freund und Berater, P. Gratian, gibt sie Kosenamen, dass man sich daran stossen könnte, wenn man nicht wüsste, dass diese affektive Seele nur in Gott lieben kann.

Vor allem zeigt sich die gesundheitlich schwache Frau als Vorbild unerhörter Arbeitskraft und Unternehmungslust. Oft gönnt sie sich nur drei Stunden Schlaf, den Rest der Nacht braucht sie zur Abfassung ihrer Werke; dabei ist sie fast ununterbrochen auf Reisen, nicht selten unter schwierigsten Bedingungen; diktiert Hunderte von Briefen — sie selber kann wegen eines Armbruchs nicht mehr die Feder führen —, steht in Unterhandlungen mit geistlichen und weltlichen Fürsten zum Schutz ihrer Reform — und nährt doch die Sehnsucht nach vollständiger Einsamkeit in ihrem Herzen. Aber seit der «geistlichen Vermählung» sind ihr Arbeit und Mühen der eigentliche Erweis der Liebe, und so schmelzen Gebet und äussere Tätigkeit zur unzertrennbaren Einheit zusammen.

Aber auch die tapfere Frau kennt Stunden der Ermüdung und der bittern Enttäuschung, die sie schreiben lassen: «Ich bin alt und müde.» Auch sie musste den Kelch der Leiden bis zur Hefe trinken, verlassen zum Teil von ihren eigenen Töchtern, von Misstrauen umgeben durch manche Anhänger der Reform, und doch ihrer Sendung treu bis zum letzten Atemzug.

Alles das liest sich wie ein Roman — Auclair ist Romanschriftstellerin — und doch versichert sie, dass sie keine Tatsache anführe, die sie nicht belegen könne, dass sie der heiligen Ordensstifterin kein Wort in den Mund lege, das diese nicht gesprochen oder geschrieben habe. Zu dieser historischen Treue ist Auclair befähigt durch ein umfassendes Quellenmaterial, das sie eingesehen und verarbeitet hat. So stellt dieses Buch eine wirkliche Bereicherung der theresianischen Literatur dar.

Lépée, schon durch andere Werke über Theresia bekannt, will be-

wusst nur deren innere Entwicklung und die Eigenart ihrer Mystik beschreiben. Äussere Ereignisse bilden bloss den unentbehrlichen Rahmen und treten daher stark zurück. Die Eigenart der thesianischen Mystik fasst der Verfasser in dem einen Wort zusammen: göttliche Freundschaft. Theresia wollte von Jugend an zu Gott und geht diesen Weg unabhängig von äusseren Faktoren. Der Wille zum Apostolat, der seit der «geistlichen Vermählung» selbst die Sehnsucht nach dem Himmel verdrängt, ist die Frucht dieser Freundschaft. Denn diese muss sich auswirken im ganzen Leben, in den Sinnen und den übrigen Fähigkeiten, im Milieu und vor allem in der Kirche. Aus diesem Grunde hat Theresia auch die vollkommene Synthese zwischen Natur und Übernatur gefunden, zwischen den absoluten Forderungen Gottes und den Ansprüchen der menschlichen Natur. Sie lebt ein Leben nicht nur *durch* Gott und *für* Gott, sondern *in* Gott. Damit aber wird der ganze natürliche Mensch nicht zerstört oder verkrampft, sondern mit all seinen Eigenarten auf eine höhere Ebene gehoben.

Zur Eigenart des mystischen Aufstieges der Heiligen von Avila gehört es auch, dass dieser sich wesentlich im Rahmen der Kirche vollzieht, dass Theresia immer wieder die Stütze der Kirche sucht, wenn sie auch noch so oft enttäuscht wird durch ihre Seelenführer; dass sie die «Praktiken» der Kirche nie hochmütig beiseite schiebt, dass sie von den einfachen Katechismuswahrheiten ausgeht, um sich zu den höchsten Höhen zu erheben. Und noch wesentlich ist die Rolle, welche die Menschheit Jesu in ihrem ganzen mystischen Leben spielt. Durch die Anklammerung an diese wird Theresia vor gefährlichen Klippen bewahrt. «Wie sie sich *mit*, *durch* und *in* Jesus Christus zu Gott erhebt, so empfängt sie auch *mit*, *durch* und *in* Jesus Christus Gott. Alles vollendet sich für sie in Jesus Christus. . . » So gelangt Lépée dazu, ihre mystische Eigenart im Gegensatz oder in Ergänzung zu andern wie folgt zu kennzeichnen: «Sie ist, wenn nicht tiefer, so doch klarer jene, welche aus Jesus Christus die Seele ihrer Seele macht, jene, welche den Einfluss Gottes herbeiruft und empfängt, jene, welche aufhört, sich selber anzugehören, um ganz Gott anzugehören, jene, welche eine erhabene Freundschaft erhaben macht.» Damit sind eigentlich alle wesentlichen Momente angedeutet: die Bedeutung Jesu in diesem Leben, das Willensmoment im Streben nach Gott und vor allem die alles tragende Freundschaft mit Gott.

Im Verlauf seiner Ausführungen gibt Lépée ungemein feine Analysen der aussergewöhnlichen mystischen Phänomene (Visionen, Ekstasen usw.) und deckt zugleich deren Tragweite im Entwicklungsgang der Heiligen auf. Er weist in seinem Schlusskapitel auch hin auf die Ursache der weiten Verbreitung der thesianischen Schriften und deren Bedeutung für heute. Vor allem dieses Kapitel wie übrigens das ganze Werk zeigen nicht bloss den meisterhaften Kenner des Lebens und der Werke der Heiligen, sondern auch den souveränen Beherrscher der Lehren über die Mystik überhaupt.

Zweihundert Seiten des Buches geben ausgewählte Texte aus dem mystischen Schrifttum der Heiligen und bilden eine wertvolle Ergänzung zu den Darlegungen des Verfassers. So bildet dieses in klarer Sprache abgefasste Werk — die Texte der Heiligen sind eine Originalübersetzung von Lépée — eine Einführung in die Mystik der grossen Theresia, die wohl kaum ihresgleichen findet.

Auch Nora von Wydenbruck möchte mit ihrem schmalen Bändchen die heilige Spanierin unserer Zeit nahe bringen als Führerin zu Gott. Aber sie beschränkt sich darauf, nach einem recht anschaulichen Lebensabriss und einer wohl zu dürftigen Darstellung der Mystik im allgemeinen das mystische Hauptwerk Theresias, die «Seelenburg», auszugsweise mit erläuternden Bemerkungen wiederzugeben. Ob dem modernen, gottsuchenden Menschen — andere werden wohl kaum zu solcher Lektüre greifen — nicht noch besser gedient wäre, wenn die Verfasserin aus sämtlichen Schriften der Heiligen Texte zusammengestellt hätte, die zeigen, wie man Gebet und Arbeit miteinander verbinden, d. h. auch in der äusseren Tätigkeit «beschaulich» sein kann? In beiden oben besprochenen Büchern wird ja dieses Moment an Theresia stark hervorgehoben. Idealismus verbunden mit nüchternem Realismus war eine Eigenart der Heiligen, worin sie gerade unserer Zeit vorbildlich sein kann. Indessen kann das Büchlein auch so manchen Seelen zeigen, dass es nicht bloss Theosophie und östliche Mystik gibt, sondern dass die katholische Kirche in ihren grössten Vertretern einen sichern Weg zur Gottvereinigung weist.

Newman John Henry: Philipp Neri. Übertragen von Otto Karrer. 123 Seiten. Verlag Ars sacra, München. Lwd. Fr. 8.65.

In einem fein ausgestatteten Bändchen, wie man es vom Ars sacra-Verlag nicht anders erwarten kann, wird uns hier ein überaus anziehendes Lebensbild des Liebings der Römer geboten. Die Schilderung der Zeitgeschichte, die Gegenüberstellung von Savonarola und Philipp, wie überhaupt die Charakterzeichnung des letzteren, machen das Büchlein zu einem Kleinod in der Hagiographie. Man kann sich allerdings des Eindrucks nicht erwehren, dass der Biograph fast noch mehr sich selber als seinen

Lieblichsheiligen gezeichnet hat. Der Biographie sind noch einige Gelegenheitskizzen beigegeben, und in Form einer Novene werden die hauptsächlichsten Tugenden des Heiligen uns zur Nachahmung empfohlen. Die Übersetzung ist tadellos.

Franz von Sales: Gnade und Mass. Sammlung Licht vom Licht. XIV und 223 Seiten. Benziger Verlag, Einsiedeln, 1951.

Die Brieffragmente, ausgewählt von einem Benediktiner und einem Kartäuser, bedürfen kaum einer Empfehlung; sie strahlen alle den echten Geist des milden Bischofs aus. Der französische Titel lautet «L'Equilibre surnaturel», und dieses «übernatürliche Gleichgewicht» bestimmt die Auswahl und Zusammenstellung der Texte. Gottesliebe, Hingabe an den Willen Gottes, Entsagung, Nächstenliebe und Demut, Frömmigkeit und Einfachheit, Entsagung und Geduld im Leiden, das sind die Haupttugenden, die empfohlen werden, die uns den wahren Frieden der Seele sichern können. Man sieht, es handelt sich um «Alltagstugenden», die aber viel Selbstüberwindung verlangen. Der weiterfahrende Heilige zeigt sich als Feind jeder Übertreibung, in allem empfiehlt er das Masshalten. Gleich der grossen Theresia gibt er praktische Ratschläge für ganz konkrete Lebenslagen. Er kennt sich in den Anforderungen des «Weltlebens» aus und will, dass man ihnen gerecht werde, soweit dies ohne Sünde geschehen kann. Trotz seiner gewinnenden Art, mit der er seine Winke erteilt, kennt er doch die geheimen Schleichwege der menschlichen Natur und durchkreuzt sie überall. Gleichzeitig ist er immer besorgt, keine Lasten aufzuladen, die einer noch nicht tragen kann oder die ihn seinen Standespflichten entfremden könnten. — So ist dieses Büchlein wirklich eine «Laienaszese», die auch dem heutigen Christen mitten in der Welt viel bieten kann, vor allem aber ängstliche Seelen zum innern Frieden führt. — Am Schluss des Bändchens kann der Leser im Fundortregister ersuchen, wo sich die Texte in der Gesamtausgabe finden. Dr. Max Rast, Luzern.

Johannes vom Kreuz: Die dunkle Nacht der Seele. Sämtliche Dichtungen, übertragen und eingeleitet von Felix Braun, Verlag Otto Müller, Salzburg, 1952. 86 Seiten.

Johannes vom Kreuz ist Theologe und Mystiker. Seine Dichtungen strömen aus einem Herzen, das ganz und gar von Gott erfasst ist. Liebende Vereinigung mit ihm ist seine heisse Sehnsucht, Trennung von ihm sein grösstes Leid. Die Nacht des Kerkers, in der die Dichtungen zum Teil entstanden sind, ist nur ein Symbol für die Nacht, in der der Mensch auf Erden pilgert, und jene tiefere Nacht der Seele, durch die Gott den Menschen läutert. Die einzelnen Lieder der «Dunklen Nacht» sind der dichterische Prolog zu den Abhandlungen der mystischen Theologie über die passive Reinigung des Menschen. Darum können sie in ihrer Fülle und Tiefe nur im Zusammenhang des ganzen Werkes verstanden werden.

Felix Braun, der 1951 mit dem österreichischen Staatspreis für Dichtung ausgezeichnet wurde, hat sämtliche Gedichte der «Dunklen Nacht» ins Deutsche übertragen. Eher müsste man wohl von einer Nachdichtung sprechen. Der Übersetzer lässt zwar überall die grosse, liebende Ehrfurcht vor dem Heiligen spüren. Zugleich muss man seine Meisterschaft der Sprache anerkennen. Trotzdem bleibt die Übertragung hinter dem Original zurück. Sie ist weniger nüchtern im Sinn der «nüchternen Trunkenheit», von der die Kirchenväter sprechen, und hat die ursprüngliche Einfachheit verloren. Dadurch wird das Verständnis der in ihrem mystischen Sinn schon schwer verständlichen Gedichte noch schwieriger gemacht. Die dichterische biographische Einleitung ersetzt die mystische Erklärung des heiligen Johannes keineswegs. Überdies gibt Braun die theologischen Ausdrücke oft nicht in der gewohnten Form wieder, so dass sie gelegentlich direkt unkenntlich werden. Der älteren Übertragung in der deutschen Gesamtausgabe der Werke des heiligen Johannes vom Kreuz (im Kösel-Verlag) mag zwar ein geringerer dichterischer Wert zukommen, aber durch die engere Anlehnung an die Vorlage wird sie leichter verstanden.

Trotz seiner Grenzen wird dieses Bändchen Wegweiser zu einem grossen Unbekannten. Vielleicht ist das sein höchster Wert. Nur ein Dichter, der zugleich Theologe, Mystiker und Heiliger wäre, könnte uns wohl die wahre Übersetzung dieser Lieder schenken. Darum liegt der tiefste Grund der erwähnten Schwierigkeiten in der Aufgabe selber.

Schmitz Richard: Gnade. 5. Band der «Betrachtungen für alle Tage des Kirchenjahres». Herold-Verlag, Wien, 1952. 144 Seiten.

Hier schenkt uns ein Laie eine Reihe von Betrachtungsbüchern, handliche Bändchen, die schon durch ihr Taschenformat andeuten, dass sie in den Alltag eines religiös aufgeschlossenen Christen gehören. Der Verfasser hat nicht bloss als Oberbürgermeister von Wien sein berufliches Können in schweren Kampf- und Krisenzeiten bewährt, sondern ist auch für sein christlichsoziales Bekenntnis und seinen katholischen Glauben in die Hölle des Konzentrationslagers gegangen. Aus dieser letzten Aus-

einandersetzung zwischen den Mächten des Lichtes und der Finsternis sind diese Betrachtungen gereift. Sie richten sich zunächst an den Laien, schenken aber auch dem Theologen, der nicht Schulwissen, sondern Frömmigkeit sucht, viel Anregung. Das zur Besprechung vorliegende 5. Bändchen enthält kurze Besinnungen für alle Tage der ersten sieben Wochen nach Pfingsten. Die Themen sind meist dem Messtext der betreffenden Sonn- und Festtage entnommen. Sie sind schlicht, aber tief, für jeden Christen verständlich, weil sie an Wissen nur die Grundwahrheiten des Dogmas voraussetzen. J. Stierli.

Zürcher Jos.: Schwesternführung. Ein Handbuch für Oberinnen. Benziger-Verlag, Einsiedeln, 1952. 352 Seiten. Leinen Fr. 16.80.

Das Buch ist die deutsche Übersetzung und Bearbeitung des französischen Originals: «Directoire des supérieures», das 1948 von einer Arbeitsgemeinschaft französisch sprechender Welt- und Ordenspriester herausgegeben wurde. Es ist ein klares, systematisch aufgebautes Sammelwerk, das alle Fragen behandelt, die mit Schwesternführung zusammenhängen. Es spricht in einem ersten Teil über die Theologie des Ordensstandes und legt damit das solide, objektive, unzerstörbare Fundament des Ordenslebens. Die Ausführungen über das Amt der Oberin, das Wissen der Oberin, die Tätigkeit einer Oberin, zeigen klar und deutlich, welche grosse Anforderungen an eine solche gestellt werden müssen, besonders in der heutigen Zeit. Es werden hier Dinge gesagt, die bei Auswahl von Oberinnen sicher noch viel mehr berücksichtigt werden müssen.

Nicht weniger wichtig ist der letzte Teil des Buches: Auswahl und Ausbildung der Kandidatinnen. Dass in diesem Teil auch psychologische Momente stark betont werden, ist besonders wertvoll und wichtig.

«Schwesternführung» ist ein Buch für Oberinnen von grösseren und kleineren Kommunitäten, aber auch für Priester, die irgendwie Schwestern seelsorglich zu betreuen haben.

Möge das Buch seinen Teil zur Überwindung der Krise des Nachwuchses in weiblichen Orden und Kongregationen beitragen. J. Fässler, Chur.

BURCH — KORRODI

JUWELIER SWB BAHNHOFSTRASSE 44 ZÜRICH TEL. 23 72 43

Schmuck - Tafelsilber - kirchl. Geräte

LEO BRADY

«AUF DES SCHICKSALS SCHNEIDE»

276 Seiten, Ganzleinen, dreifarbiges Schutzumschlag, DM 9.80

Der junge Lastwagenfahrer Martin Lynn besitzt nur einen Menschen auf der Welt: seine Mutter. Als sie nach einem Leben in Armut stirbt, will er ihr als letztes Zeichen seiner Kindesliebe ein pomphaftes Begräbnis ausrichten. Er versucht, dem Pfarrer der Gemeinde seinen leidenschaftlichen Wunsch verständlich zu machen. Aber die Gemeinde ist zu arm, um die übersteigerten Forderungen des jungen Mannes erfüllen zu können, der Geistliche muss ablehnen, so wie er einst das kirchliche Begräbnis von Martins Vater, der Selbstmord verübt hatte, ablehnte. In rasender Enttäuschung glaubt Martin in dem Geistlichen seinen Feind und Widersacher zu sehen und erschlägt ihn in plötzlich aufwallendem Zorn. Bald ist die Kriminalpolizei auf Martins Spuren. Der junge Kaplan der verwaisten Pfarrei entdeckt den Namen des jugendlichen Mörders, den er jedoch vor der Polizei so lange in Schutz nehmen möchte, bis er sich freiwillig dem ewigen Richter bekennt. Martin geht zu seinem Arbeitgeber, um von ihm Geld für die Bestattung seiner Mutter zu leihen, doch auch hier wird er abgewiesen. Nach einer Begegnung mit der Nichte des Ermordeten, treibt es ihn an den Sarg seines Opfers und schliesslich an das Todeslager seiner Mutter, wo er der Toten seine furchtbare Tat bekennt. Er erkennt, dass seine Handlung falsch war und offenbart dem jungen Kaplan seine Schuld. Dieser aber weiss, dass Martin nach Verbüssung seiner Strafe als gläubiger Mensch sein Schicksal meistern wird.

KEMPER VERLAG HEIDELBERG

Freunde unseres Hauses bitten wir um ihre Anschrift, damit wir sie regelmässig über unsere Neuerscheinungen unterrichten können.

Soeben ist in neubearbeiteter Auflage der 1. Band des universalen und fundamentalen **Nachschlagewerkes, das Standardlexikon jedes Gebildeten und weitblickenden Laien für Wissen und Leben** erschienen

DER GROSSE HERDER

in 10 Bänden

Ganzleinen DM 39.— (später DM 43.—)
Halbleder DM 46.— (später DM 50.—)
Halbfranz DM 52.— (später DM 56.—)

Benützen Sie die letzte Gelegenheit der Subskription und verlangen Sie durch uns den ausführlichen Bilderprospekt!

WICHTIG! Aeltere Herder-Lexika und andere allgemeine Nachschlagewerke werden in Zahlung genommen, müssen aber erst nach Erscheinen des letzten Bandes zurückgegeben werden.

Für Ihre Weihnachtseinkäufe in Büchern helfen wir Ihnen aus der Fülle der Neuerscheinungen das Richtige und Beste zu wählen.

Fördern Sie das gute, schöne und wertvolle Buch!

FONTANA-VERLAG, P. Grämiger, ZÜRICH 1

Versandbuchhandlung, Gessnerallee 38, Tel. (051) 25 47 47

TERESIA RENATA DE SPIRITU SANCTO

EDITH STEIN

6. Auflage - 260 S. - Mit 8 Bildtafeln - Ganzleinen Fr. 11.50

Ein Welterfolg! Sechs deutsche Auflagen in zwei Jahren und zugleich Uebersetzungen in sechs Weltsprachen.

Edith Stein ist für die heutige Zeit ein religiöses Phänomen von besonderer Gültigkeit; sie ist die erste Jüdin, die als philosophische Gelehrte einen aussergewöhnlichen Aufstieg zum Universitätslehrstuhl genommen hat, die bereits Gegenstand philosophiegeschichtlicher Darstellungen geworden ist und deren «Gesammelte Werke» in 5 grossen Bänden ein von keiner europäischen Frau erreichtes Ausmass wissenschaftlicher Leistung dokumentiert.

Unser neuer Verlagskatalog im Umfang von 60 Seiten auf Kunstdruckpapier und mit annähernd 800 Titeln erscheint Ende November.

SCHWEIZERISCHE LIZENZAUSGABE IM

CHRISTIANA-VERLAG

Tel. (051) 46 27 78

ZÜRICH 52

LEONARD VON MATT . WALTER HAUSER

Franz von Assisi

312 Seiten Gesamtumfang, davon 200 Seiten Bilder
nach Originalaufnahmen von Leonard von Matt

Text von Walter Hauser

Format 18 x 24 cm. Leinen Fr. 24.70

VON LEONARD VON MATT IST BEREITS ERSCHIENEN:

ROM

Ein Standardwerk in zwei Bänden mit zusammen 600
Bildseiten, 16 Farbtafeln und 300 Seiten Text.

Grossformat. Text von Dr. Dieter von Balthasar,

Dr. P. Krieg, P. B. Ambord

Bd. I Die Kunst in Rom, Bd. II Papsttum und Vatikan,
jeder Band Fr. 68.65

NZN-BUCHVERLAG . ZÜRICH 8

Immer
gut orientiert
durch

MICHAEL

Katholische Wochenzeitung

Die
katholische Wochenzeitung
von Format

Verlag MICHAEL GmbH., Düsseldorf



VENTILATOR AG. Stäfa ZH

Telephon (051) 93 01 36

**KIRCHENHEIZUNGEN
RAUMLÜFTUNGEN**

Herausgeber: Apogetisches Institut des Schweizerischen
katholischen Volksvereins, Zürich 1, Auf der Mauer 13,
Tel. (051) 28 54 58.

Abonnement- und Inseratenannahme: Administration
«Orientierung», Zürich 1, Auf der Mauer 13, Tele-
phon (051) 28 54 58, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Jährl. Fr. 11.60; halb-
jährl. Fr. 6.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII
27842. — Belgien-Luxemburg: Jährl. bFr. 170.—.
Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzah-
lungen an Van Mierlo & Co., Banquiers, Bruxelles, Compte
Chèques Postaux 7677. — Deutschland: Vertrieb und
Anzeigen, Kemper Verlag, Heidelberg, Postfach 474,
Postcheckkonto Karlsruhe 787 39. Jährl. DM 11.60; halb-
jährl. DM 6.—. Abbestellungen nur zulässig zum Schluss
eines Kalenderjahres, spätestens ein Monat vor dessen
Ablauf. — Dänemark: Jährl. Kr. 22.—. Einzahlungen
an P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. — Frank-
reich: Einzahlungen an Mr. Wolf Pierre, Illfurth/Ht.-Rh.,
c/o No. 86047 Strassburg. — Italien-Vatikan:
Jährl. Lire 1800.—. Einzahlungen auf c/c 1/14444 Col-
legio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13,
Roma. — Oesterreich: Jährl. Sch. 30.—. Einzah-
lungen an Creditanstalt-Bankverein, Filiale Feldkirch,
Scheckkonto 65.707.

Schweizerische
Spar- & Kreditbank

St. Gallen Zürich Basel Genf
Appenzell . Au . Brig . Fribourg . Martigny
Olten . Rorschach . Schwyz . Sierre

Kassa-Obligationen

Spareinlagen (gesetzlich privilegiert)

Alle Bankgeschäfte diskret und zuverlässig

Auch die Frau schätzt die neue illustrierte Zeitung

WOCHE

Sie findet darin nicht nur Modebei-
träge aus aller Welt, Kochrezepte und spannende
Romane, sondern vor allem auch jenen gut schwei-
zerischen Geist, der unsern Familien not tut.

Verlangen Sie Probenummern, Prospekte und Ver-
sicherungsbedingungen. Abonnements durch die

Administration **WOCHE**, OLTEN, oder beim
Vertreter.

Nachdruck mit genauer Quellenangabe gestattet: «Orientierung», Zürich